

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Kellerbräu.

6) Roman von R. von Seydlich.

Entsetzt und überwältigt blickte Kasfl zurück in den Hof — auf die niederen, einfachen Gebäude, die einer dörflichen Ausspannung damals noch mehr als heutzutage glichen, und ward sich bewußt, daß er, ohne es zu ahnen, im Allerheiligsten der Münchener Brauwelt, im königlichen Hofbräuhaus, gewesen war und eine Maß Hofbräu hintergespült hatte!

„Sakra, sakra — z' München lernst nie aus, dees is amal g'wis! Jez is das Hofbräu so an' einschichtige Skalupp'n. Herr Gott, dees wann i g'wisst hätt!“

Und er stapfte weiter übers Plakl. — Was geschehen mußte, geschah. Beschämung macht den Trunkenen immer noch trunken. Und so war's bei Kasfl. Die eine Maß wirkte wie vier oder sechs Maß.

Die Gasflammen wirkten wie Irrlichter, die Gassen wurden immer krümmender und steiler, er stolperte über Brücken, unter denen rauschendes Gewässer floß, er fand sich wieder am vorigen Ort — war wahrscheinlich im Kreis gelaufen, — sah zuweilen glänzend erleuchtete Cafés und wieder stockfinstere Häuserviertel, in denen Staken henkten, — alles um ihn toste und schallte so sonderbar, (so daß er sich trotz seiner sechzehn Jahre den weisen Wink erteilte:

„Kasfl, Du hast an Mordsrausch!“

Dann hatte er auf einmal ein Wirtshaus vor sich: „Fränkische Weinstube“. Das war verlockend — aber er hatte Besinnung genug, zu wissen, daß er nicht nüchtern für ein so feines Lokal sei. Und dann fand er mit Hilfe eines Dienstmanns endlich den Sterngarten wieder und löste seinen Ranzen ein; stets in Begleitung eines Dienstmanns, dem er fünfzig bare Pfennige schenkte „wie'r'a Firscht“ wankte er dann der Brauerherberge zu. Das war der altbekannte Krapfenwirt am Färbergraben; er entledigte sich seines Gepäcks in einem ihm angewiesenen Dachkammerchen — in die Schlafstuben wollte die Magd den nicht ganz sauber aussehenden Burschen nicht lassen.

Und dann — abermals heldenhafte-weltmännischer Entschluß! — stolperte er wieder auf die Gasse. Denn es war noch lange nicht spät, wenigstens verspürte er einen unwiderstehlichen Gang zum Beitertrinken. Sein neuer Freund, der Dienstmann, schleppte ihn wieder in ein andres kleinwüchsiges Lokal, wo's nach seiner Versicherung „a guts Bierl, — a guts“ gab.

Und dort plötzlich sagte den Burschen eine große Sehnsucht nach der Visi. Wo die wohl war? Er berichtete dem Dienstmann sein Sehnen, häufig durch Schluckauf unterbrochen, und dieser führte ihn abermals zum Sterngarten.

Von da ab aber verfloß die Reihe der Erlebnisse in einen so dicken Biernebel, daß er später unfähig war, sie sich zusammenzureimen. — Die Visi blieb verschwunden; die Kasti war dagegen später aufgetaucht mit einer Anzahl fragwürdiger männlicher Gestalten. Die alte Kellnerin hatte ihn wieder warnend angesehen. — Und dann waren sie noch wohin gezogen, wo sie ihm „zur Stärkung“ einen Schnaps vorsetzten und wo er, ohne zu wissen wie, plötzlich beim Kartenspiel saß. Niemenstehen hatten sie's geheissen. Ja, da hatte er unbändiges Glück gehabt, nur so zugeflogen waren ihm die Thaler und Goldstücke. Ah, das war schön gewesen! — Aber dann, beim Napoleonspiel, — zu dumm, daß er nicht aufhörte! — da hatten sie ihn zünftig dran gekriegt. Kein ausgeputzt hatten sie ihn und das letzte Stückel aus der zugenähten Weste war weg gewesen im Handumdrehen. Jessas, jessas, das letzte Stückel von den schönen Stücken, die die Mutter ihm daheim eingewäht! . . .

Oh du mein Herrgott, ob's wahr ist?

Er fürchtete sich nachzusehen, nachzufühlen. . .

Und die Visi war und blieb verschwunden. . .

Plötzlich schrie er, wie ein Ertrinkender in letzter Not: „Auß! will i! — Zum Färberwirt will i, wo mei' Sach is! Zum Färberwirt in der Krapfengasse! Schlafen will i! Laßt's mi aus!“

Ja, da hatten sie alle gelacht und er hatte endlich begriffen, daß es „der Krapfenwirt am Färbergraben“ heiße. . . Herrgottsakra, und der Kausch, der — Mordsrausch. — Und wieder war er unter Führung eines ganz Unbekannten an die Brauerherberge geraten.

Er war längst zu übergewollt, als daß er noch genau Eindrücke festhalten konnte. Er war fertig für heute. Er stürzte vor der Thür hin, erst gegen die Mauer, dann gegen die Straße zu, in die Gasse, und blieb da liegen, schwer stöhnend und sinnlos. . .

Der von der mildthätigen Kasti bezahlte Führer hielt jetzt seine Arbeit für gethan, schellte am Haus und trabte seines Wegs.

Das kleine Thor öffnete sich — und, da niemand davor stand, schloß es sich wieder.

Kasfl lag noch seitwärts am Boden.

Ueber ihm rumpelte und stampfte der Lärm einer Druckerei.

Plötzlich wachte er auf: es schlug etwas: er zählte, — eins — zwei — drei — vier; — — — Eins!

Ein Uhr in der Nacht! . . . Er setzte sich in seinem dunklen Winkel aufrecht gegen die Mauer und schaute um sich.

Unter all der Trunkenheit dachte er doch zumeist an die gute Visi, die unauffindbare. Aber jetzt nicht mehr so mit bloßer Sehnsucht; denn er hatte etwas über sie gehört da in der Schnapskneipe. Was es war, wußte er nicht mehr recht. Aber es dämmerte ihm etwas über den Unwert des Mädchens auf.

Nüchternen Kopfes hätte er länger gebraucht. — Wenn es Wunder giebt im Gehirn des Menschen, so sind es die lichten Momente des Betrunknen. Es ist, als ob einer plötzlich auf einen Berg verzaubert sei und von da herab mit einem umfassenden Blick Tausende von Quadratmeilen überblicke, Länder, deren Zusammenhang ihm nicht klar werden konnte, außer von hier oben.

Kasfl starrte lange der betäubenden Entdeckung nach, als sei sie da oben in der Luft zu lesen, dann fuhr er mit Gewalt empor — stellte sich auf seine Füße und begann ein so grundgewaltiges ehrliches Gesluche und Geschimpfe, wie es nur die beleidigte Unschuld eines sechzehnjährigen Allersdorfers vermag.

„Und zahlst hat's für mi! — — Na wart! — — Da hast Dei Geld wieder!“

Und er warf Geldstücke aufs Pflaster der leeren Straße, daß es klirrte. . .

Und dann taumelte er weiter und griff — einigemal vergeblich, — endlich mit Erfolg, nach der Schelle an der Thür des Krapfenwirts. . .

Und unter Schluckauf und Taumeln ward parliert. . . Und unter Stolpern und Nechzen stieg er die engen Stiegen hinauf. . .

„Mei! dees München. . . Was so a Tag lang is da in dera Stadt.“

Und. . . dann war das gottseligste Schnarchen angegangen, das die alten Wände der Münchener Brauerherberge je gehört hatten, das Geschnarche des Kasfl, des Eroberers von München.

O du G. . . robeter du!

II.

Das düstere Vierberhänngnis, das einen zugewanderten armen Teufel am ersten Tage seines Aufenthalts in der großen Stadt ereilte, wäre kaum wert, geschildert zu werden, — mehr wie die Hälfte aller Zuwandernden verfällt einem ähnlichen Schicksal; aber für den Kasfl, der noch am vergangenen Vormittag klar genug erkannt hatte, von welcher Gottheit München beherrscht wird und darauf den Entschluß basierte, Oberpriester dieser Gottheit zu werden, um durch sie die große Stadt selbst zu beherrschen, — für ihn, der inzwischen dem Einfluß dieser Gottheit erlegen und in gänzlichen Schiffbruch geraten war, hatte das Unglück der ersten Stunden städtischen Aufenthalts ein für's ganze Leben bestimmendes Gewicht.

Der Himmel allein weiß, was alles durch seine arme Seele zog, als er am nächsten Vormittag in der traurigen Kumpelkammer auf dem Strohsack saß und gegen das grau-

same Gaartweh kämpfte; an letzterem war übrigens der verdächtige Schnaps in der dunklen Spielbank mehr schuld, als das vorher genossene Bier. Ach, es war auch nicht der Kater allein, der ging ja vorüber. Aber dahinter drohte heranwachsend ein größerer Rächer und Strafer, der nicht zu vertreiben war: die bittere Reue über den Verlust seiner Barschaft! — Und unter alledem wühlte eigentlich noch ärger ein andrer Wurm in seinem Herzen: die heiße, stehende Scham ob seiner schmachvollen Ausföhrung, ob der leichten Verführbarkeit und ob seiner entflammten Neigung zur Lisi . . .

Es ekelte ihn geradezu vor sich selbst! Er hätte sich anspien mögen. In tiefster, bitterster Zerknirschung warf er sich immer wieder aufs dumpfe Lager und heulte wie ein gepflügelltes Kind, schluchzend, erbarmenerweckend und immer von neuem . . .

Und die Verlassenheit! Niemand kam zu ihm, im Hause hörte er oft umherlaufen, Stiegen steigen, reden und Thüren werfen. Einmal — er hatte gerade das Gesicht ins Strohlager gedrückt — hatte wer die Thür geöffnet und wieder zugeschlagen. — Ihm war's gleich, was sie mit ihm vorhatten; ob sie ihn hinausstoßen würden auf die Gasse, wohin er ja gehörte? — Er versuchte durch seine Thränen hindurch den Rest seines Gelds zu zählen: es waren immer noch über drei Mark in verschiedenen Taschen geblieben. Gott sei's gedankt! Damit konnte er wenigstens heute frei aus dem Hause gehen.

Aber der kleine Lichtpunkt in seinem Hirn erhellte wenig von der allgemeinen Trübsal! —

Das arge Kopf- und Magentweh verblich und verschwand zuletzt, und aus Mattigkeit konnte er endlich wieder einschlafen.

Plötzlich störte ihn eine dicke, fette Stimme: „Den hat's amal schön derwircht. Schläfft noch um zwa am Na'mittag? Magst glei' i' d'Nacht nei' weiter schlaff'n, bis wieder Dei' Zeit kimmt, du Nachtlischl? — So Sachen giebt's da bei uns herinnen net, daß D's weißt. Ka' Lumpazi wird i' mein Haus net Unterschlupf geb'n; daß D's weißt. Da wohnen ordentliche Leut. Was a rechter Bräubursch is, der thut net aso umanand streunen und Räusch heimbringen, die auf kan' Bierbaum net g'wachsen san; verstanden?“

Eine Kugelrunde, rote, grimme Frau stand in der engen, kleinen Bude, in der kaum Platz für zwei ihres Umfangs gewesen wäre. Kasfl begriff, daß es die gestrenge Frau Wirtin sei, und erhob sich zum Sitz, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte. Endlich stammelte er flüsternd:

„h Gott, Frau Wirtin!“

Dann sah er ängstlich zu ihr auf, wie um das Urteil zu erwarten.

Die Wirtin guckte über ihre eigne Fettmasse herab auf ihn und studierte dasammerbild mit einigem Interesse.

Er sah arg aus, der Lump; die Haare wild und borstig, die Kleider von schauerlichem Stot überkleistert, das Gesicht käsebleich. . . .

Aber die merkwürdigen, wasserhellen Augen machten sie staunen. Aus denen kam ein so unschuldiger Strahl kindlicher Hilflosigkeit, daß die Wirtin, wie gestern die Kellnerin vom Sterngarten, ihre Menschenkenntnis zu Gunsten des armen Schluders anwandte und zum Schluß kam, das junge Blut sei vielleicht unerfahren in schlechte Hände geraten.

So stand sie eine Weile betrachtend; auch er wußte nichts zu sagen und schlug die Augen nieder. Es war ganz still im kleinen Raum, nur eine Fliege summt matt gegen die Scheiben.

Die Wirtin riß das Fenster auf, um bessere Luft herein zu lassen. Dann begann sie ein milderes Verhör mit dem Delinquenten, befahl ihm aus seinem Ranzen besseres Gewand hervorzuholen und das Zimmer zu säubern. „Nachher wolln wir a weilers Wörl redn, von wegen Zahlung, und wie's mit die Papier' is.“

Kasfl gehorchte, holte Wasser und vertilgte so gut es ging die Schreckensspuren von gestern. Dann säuberte er sich und stieg hinab ins Gastzimmer. Dort fand er den Wirt, zeigte seine Papiere vor, die in Ordnung waren, und bekam zu essen. Nach und nach kehrte ein schwacher Strahl des alten Lebensmuts zurück; und er fragte zuletzt nach seinem Oheim.

Aber die Wirtsleute wußten nichts von ihm, und von den Gästen war niemand da um diese Zeit des Nachmittags. Da mußte er denn auf diese Hoffnung für heut verzichten!

In dieser schweren Lage that er das Vernünftigste, was er thun konnte, er bat um Rat. Der Wirt traute dem so

wenig vertrauenerweckenden Zuzügler nicht recht; aber die dicke Wirtin, immer im Ton energischer Grobheit, zeigte ihm nachgerade ein mütterliches Gefühl der Fürsorge; sie verwies ihn später an einen hereintretenden Gast, einem vom nahen Gollerbräu; sie flüsterte Kasfl dabei eilig zu, es sei der dortige Handspannen oder Gumpaus, wie man diese Stufe in der Brauburfschenhierarchie damals zu nennen begann; kurz ein Siedegehilfe.

Der trank zuerst seine herkömmliche Nachmittags-Maß halb aus, ohne etwas zu sagen, und besah sich dertweilen den Kasfl ganz genau, wie wenn man eine Kuh kaufen soll und sie in Ruhe hin und her betrachtet und schätzt; so lange, daß zuletzt auch die Wirtin die Scene komisch fand und lachte. Dann sagte sie zum Kasfl:

„Mußt ihm halt erst 'n richtigen Gruß geben, daß D's weißt. — Grüß Gott, Gesellschaft, mußt sagen.“

Kasfl ermaunte sich hierzu und erhielt aus dem Munde des andern darauf, zwischen einem Bissen Brot und dem nächsten, ein nachlässiges „—h Gott“ zurück.

Dann kamen einzelne Fragen, wie: „Schon zug'sproch'n wo?“ — „Geld?“ — „Vater a' a' Bräuer?“ und dergleichen. Endlich nach einem letzten zusammenfassenden Blick über den ganzen Kasfl hinunter spülte der große Schweigsame den Rest Brot mit dem Rest seiner Maß hinab, erhob sich schwer und sagte zum Kasfl:

„Kannst mitgeh'n. Will schau'n, ob — —“

Das Uebrige verlor sich in dumpfes Murreln.

(Fortsetzung folgt.)

Maeterlinds Kunst.

(Pelleas und Melisande.)

Maeterlind ist durch die Versuche der „Secessionssühne“ aktuell geworden. Die Versuche hatten bisher keinen Erfolg. Nichtsdestoweniger waren und sind sie verdienstvoll. Der belgische Dichter ist nun einmal da. Er wird gelesen, gelobt und getadelt, also muß man sich über ihn klar werden und dazu gehört ja auch, daß man sich über die Bühnenwirksamkeit seiner Dichtungen klar wird. Außerdem ist er typisch für unsere Zeit. Es steckt etwas von der Sehnsucht in ihm, an der wir alle tragen und wir lieben diese Sehnsucht, auch wenn wir lange nicht immer die Dichtungen lieben können, in denen sie sich aushaucht. Es ist wohl nicht richtig ausgedrückt, wenn ich sagte, daß Sehnsucht „in ihm steckt“. Vielmehr hat sie ihn ganz und gar verschlungen. Seine Person ist in Sehnsucht aufgelöst und vielleicht war gerade das sein dramatischer Tod. Wir wollen indes jetzt nicht schon späteren Betrachtungen vorgehen, sondern zunächst den Inhalt von „Pelleas und Melisande“ wachrufen, um auf diesen Hintergrund das Bild des Dichters zu zeichnen.

Das Stück spielt irgendwo — in der Vergangenheit. Es muß lange her sein; denn alles ist fremdartig und dauert uns an. In einer Burg, die über unterirdischen Grotten erbaut ist — über Grotten, aus denen tobbringende Dünste steigen — wohnt der uralte König Arkel. Die Burg liegt am Meer und um sie herum dehnen sich ungeheure Forsten. Um alles wehen wilde Schauer der Einsamkeit. Eines Tags bringt einer der Entel des alten Königs — Golaud mit Namen — ein junges mädchenhaftes Weib heim. Er hat sie gefunden, als er sich auf der Jagd verirrt. Auf einem Brunnen sah sie, verschüchtert und verlassen. Ihre Kinderaugen lagten und sie spielte trauzig mit ihrem langen, langen Haar. Eine Krone, die sie hatte, ist in den Brunnen gefallen und sie will nicht, daß sie wieder heraufgeholt wird. Woher sie gekommen ist — niemand weiß es. Was sie ist — niemand weiß es. Wer sie brachte — niemand weiß es. Golaud findet sie und liebt sie. Er macht sie zu seinem Weib und in der Burg des alten Königs wird sie freundlich empfangen. Golaud aber ist alt. An den Schläfen zeigen sich graue Härchen und im Bart auch. Er hat einen Stiefbruder Pelleas, der jünger ist, und zwischen ihm und seinem jungen Weib Melisande wächst Vertraulichkeit heran. Ja, kann man Melisande im Grunde ein Weib nennen — sie ist ein aus Unschuld, Schönheit und rührender Tugend geipponenes Wesen. Sie liebt den Pelleas wie ein Kind, rein und leuchtend, aber sie liebt ihn und Golaud merkt es. Sein kleiner Sohn aus erster Ehe merkt es auch. Er fühlt instinktiv, daß etwas Schlimmes sich andahnt, wenn der Vater nicht zu Hause ist. Schließlich kommt der Tag, an dem Pelleas das Haus verlassen muß, um die Gruft eines toten Freundes aufzusuchen. Es ist eine lange, lange Reise, und er bittet Melisande, den letzten Abend mit ihm zusammen zu sein. Golaud überreichte sie und erschlägt ihn. Er versucht auch sie zu töten, aber er vermag es nicht. Er bringt ihr nur eine kleine Wunde bei, an der nicht einmal eine Taube sterben würde. Er will sich auch selbst den Tod geben, aber er stirbt nicht an seiner Wunde.

In der letzten Scene finden wir ihn in ihrem Zimmer. Melisande hat — auf dem Sterbebett so zu sagen — einem Kind das Leben gegeben. Sie liegt nun in einem matten Schummer und man

weiß nicht, ob sie wieder erwachen wird. Sie wacht indessen noch einmal auf und stirbt dann wie ein erschrockenes Kind, das sich seiner Fehle nicht bewußt ist und das gar nicht begreift, warum Golaub von so wildem Weh durchdrückt wird.

Das alles ist ohne Zweifel das Werk eines Dichters. Die Charaktere sind nicht allseghenhaft — Golaub und Melisande sieht man in besonderen Farben. Die Schilderungen sind fein und die Sprache hat einen eigentümlichen Reiz. Belleas und Melisande ist ohne Zweifel Poesie, trotzdem man gelegentlich ein Raffinement der Sprache spürt, das erlösend wirkt. Die Frage ist, was dieser Poesie Ziel und Richtung giebt und da drängt sich das Wort „Romantik“ von selbst auf die Zunge. Damit haben wir indes nur ein Wort und ein viel gemißbrauchtes obendrein. Was ist Romantik? Ich verstehe darunter, was Jean Paul darunter verstand. In seiner Aesthetik sagt er: Das Christentum vertilgte wie ein jüngster Tag die ganze Sinnwelt mit allen ihren Reizen. — Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet, so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf — das Ungeheure und Unermeßliche öffnete seine Tiefe. Statt der griechischen heiteren Freunde erschien entweder unendliche Sehnsucht oder unaußprechliche Seligkeit oder die zeit- und schrankenlose Verdammnis, oder die Geisterfahrt, welche vor sich selber schaudert.“ In einer andren Stelle erklärt Jean Paul dann das Romantische als das Schöne ohne Begrenzung, oder das schöne Unendliche und er findet, daß eine Landschaft romantisch sei, die der Phantasie gestatte, sich ins Unermeßliche zu verlieren. Denken wir mal an einen modernen Romantiker, der diesen Namen wirklich verdient, an Böcklin. Warum ergreift er die Seelen so viel mächtiger, als der geistvolle und sachliche Menzel? Weil er uns vom realen Leben, von den Grenzen, von der Endlichkeit erlöst und uns mit Ahnungen durchschauert, die unterhalb des Bewußtseins ihren Ursprung haben. Wer die tiefen Rhythmen der Toteninsel erfunden hat, sah in ein dunkles Schweigen hinein, das ihn wie die Ewigkeit selber umschauerte. Nach diesen Ewigkeitsschauern sehnt sich die moderne Kunst, vor allem das moderne Drama, und ein Ausdruck dieser Sehnsucht ist Maeterlind. Im realistischen Drama hat man es immer mit dem Affessor X. oder dem Abgeordneten Y. zu thun. Immer ist man eingesperrt und eingeeengt durch die Wirklichkeit. Alles klingt so ensieglich bewußt, hell, hart, nüchtern, trocken. Man möchte heraus aus dieser berechnenden Kunst, möchte dem bürgerlichen Leben entrinnen und wieder vor der Unendlichkeit stehen. Nun macht man es sich aber etwas bequem; man glaubt der Bürgerlichkeit zu entkommen, indem man sie in der Stoffwahl umgeht. Man vermeidet die Zeitangaben; denn Angaben sind immer etwas Bestimmtes. Man vermeidet einen bestimmten Ort, denn der Ort begrenzt. Man würde am liebsten den Namen vermeiden, wenn es nur immer ginge. Da es aber nicht immer geht, erfindet man wenigstens Namen, die nirgends hingehören, mithin an nichts erinnern und also auch nichts begrenzen können. Ein Mensch, der „Lehmann“ heißt, ist für Maeterlind und Hofmannsthal von vornherein verloren. Nun kann aber, um mit dem Scherz Ernst zu machen, ein Mensch sehr wohl Lehmann heißen und kann, wenn ihm sein einziger Junge das Dach überm Kopfe wegnimmt, von einem Grauen gepackt werden, das uns Verlu und seine bürgerliche Stellung vergessen läßt und sich zum romantischen Grauen steigert. Unsere Neu-Romantiker wissen nicht oder begreifen nicht, daß die Romantik den Realismus nicht ausschließt, sondern ihn vielmehr als Vorbedingung erfordert. Die Romantik ist keine Flucht vor dem Leben, sondern eine grandiose Steigerung desselben; sie erfordert nicht weniger, sondern mehr realistische Kraft als der bürgerliche Realismus. Im romantischen Geistesreich ist und bleibt, wie Jean Paul mit Recht sagt, Shakespeare der echte Zauberer und Meister, ob er gleich auch ein König mancher griechischen Inseln ist. Wann aber hat die Erde einen größeren Realisten getragen als ihn? Und ist nicht Böcklin in all seinen Phantasien ein Realist von bezwingender Kraft? Und Rembrandt! Und Jöben! Und sind nicht beide Romantiker, wo ihre Kunst ins Grandiose wächst? Jöben ist es so sehr, daß er in seinen Altersdramen dem romantischen Spul verfällt und somit im langsamen Untergang bezeugt, wess Art sein Talent eigentlich war.

Ziehen wir nun die Summe, soweit die Kunst des Belgiers in Frage kommt: Maeterlind ist ein Romantiker ohne Realismus, ein Romantiker aus kranker Sehnsucht, nicht von Geburt und Kraft. Darum muß er in entlegene Zeiten fliehen und muß entlegene Stoffe suchen. Er weiß das moderne Leben nicht zu überwinden; er weiß es nur zu fliehen, und das ist schließlich, künstlerisch genommen, so feige als es billig ist. Als Reiterzeichnung und Specialist mag er seine Geltung behalten. Wer auf ihn als Dramatiker setzt, verliert. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

ss. Aus dem afrikanischen Urwald. Die „Geographische Gesellschaft“ in London hat einen vorläufigen Bericht über die letzten Reisen von Harry Johnston in Britisch-Uganda erhalten, der manche wichtige Neuigkeiten bringt. Besonders beschäftigt er sich mit der Zwergbevölkerung des Urwalds, der sich zwischen dem Becken des

Zhuri-Flusses nach dem des Semliki ausdehnt. Es wurden viele Photographien von männlichen und weiblichen Zwergen, ihren Tänzen, ihren Geräten und Häusern aufgenommen. Auch die Zwergstämme im Aboga-Bezirk nordwestlich vom Semliki-Fluß wurden untersucht. Johnston hat, wie schon Reisende vor ihm, zwei verschiedene Typen in den Zwergvölkern erkannt: die eine mit schwarzer Hautfarbe und reichlicher Bekleidung mit harten krausen schwarzen Haaren auf dem Leibe, die andre mit roter oder gelber Hautfarbe, rötlichen Haupthaaren und gelblichgrauen Haaren auf dem übrigen Körper. Einige Zwerge, besonders solche jugendlichen Alters, zeigten eine vollständige Behaarung des ganzen Leibs, und nicht selten besaßen auch die Frauen ordentliche Schnurbärte. Die Congo-Zwerge haben ihre eigentliche Sprache verloren und bedienen sich jetzt der Sprache der größeren Neger, in deren Nachbarschaft sie wohnen, in etwas verderbter Form. Unter den Eigentümlichkeiten des Gesichts fällt besonders die große und platte Form der Nase auf, die kaum noch einen erkennbaren Rücken und sehr große Fingel besitzt. Ferner sind die Zwerge durch eine sehr lange Oberlippe ausgezeichnet, die gar nicht oder nur unmerklich aufgebogen erscheint, im Gegensatz zu den wulstigen Lippen der echten Neger. In vielen Punkten erinnern die Gebärden der Zwerge an die der Affen, aber ihre geistige Begabung ist wohl entwickelt, und trotz der schwerfälligen und affenähnlichen Erscheinung der Leute sind ihre Tünge von gewinnender Heiterkeit der Form und vielfach von schönen Bewegungen. In der Tierwelt des Urwalds ist dem Forscher eine Art von Pferd oder Zebra aufgefallen, die bisher unbekannt oder wenigstens noch nicht beschrieben gewesen ist. Außerdem giebt es dort auch Gorillas und Schimpanzen, von denen einige Exemplare gefangen wurden. Der Erhebung des Berges Ruwenzori wurden drei Wochen gewidmet und das Gebirge bis zu einer bisher nicht erreichten Höhe erstiegen. Oberhalb der Höhe von 14800 Fuß zeigte sich der Berg von Massen loser Steine bedekt, die den Aufstieg äußerst schwierig machten. Schnee wurde in 13000 Fuß Höhe gefunden, und der untere Rand des ewigen Schnees sah bei 13500 Fuß erreicht zu sein. Auch die Beobachtungen und Sammlungen aus der Pflanzenwelt fielen überaus reichlich und neuartig aus. Besonders hervorgehoben werden zwei Arten einer riesigen Lobelia, ein Baumheidekraut von 50 Fuß Höhe und ein Kreuzkraut in Baumform, das schon in den oberen Teilen des Kilimandscharo gefunden wurde. Die zoologischen Sammlungen auf dem Berge lieferten ferner eine neue Affenart, neue Arten des Klippdaches und der Antilope, und endlich eine große Zahl neuer Vögel, Reptilien und Insekten. —

Musik.

ek. Chinesische Musik. Ueber die Musik in China machte Prof. Hermann Ritter in der „Neuen Musik-Zeitung“ einige Mitteilungen. In der im Jahre 1773 errichteten Bibliothek zu Peking befinden sich nahezu 600 Handschriften über alte Musik, aus denen sich ein uns völlig fremdes Musiksystem ergibt. Ebenso wie die Sprache und Schrift der Chinesen ist auch ihre eigentliche Musik äußerst schwerfällig und unfländlich und keiner Entwicklung fähig. Sie steht im Dienste des religiösen Kultus und des Staats und ist auf bestimmte Formen und Formeln beschränkt, die eine individuelle Freiheit ausschließen. So sind z. B. Formen der Cloden gesetzlich bestimmt und erhalten in ihren Einzelheiten eine symbolische Auslegung, wie dies auch mit den Tönen und den alten Musikinstrumenten überhaupt der Fall war. Die Chinesen besitzen zwar eine spitzfindige und unfländliche Musiktheorie, aber diese ist mehr Symbolismus und Mysticismus als Musikwissenschaft. Wichtig auch für die Musik ist die große Bedeutung der verschiedenen Accente in der Sprache, durch die gleichlautende Silben einen sehr verschiedenen Sinn erhalten. Schon Herder machte auf diese außerordentliche Schwierigkeit der chinesischen Sprache in seinem Werke „Zur Geschichte der Menschheit“ aufmerksam: „Nur ein mongolisches Ohr konnte darauf kommen, aus dreißigdreißig Silben eine Sprache zu formen, die sich bei jedem Worte durch fünf und mehrere Accente unterscheiden muß, um nicht statt „Herr“ eine „Bestie“ zu nennen und jeden Augenblick die lächerlichsten Verwirrungen zu sagen; daher ein europäisches Ohr und europäische Sprachorgane sich äußerst schwer oder niemals an diese hervorgezwungene Silbenmusik gewöhnen“. Eine Harmonie im unsrem Sinne kennt der Chinese nicht. Es giebt eine fünfstufige und siebenstufige Tonleiter. Die siebenstufige, die unsrer C-dur-Skala gleicht, hat bei den Chinesen niemals eine derartig durchgreifende praktische Anwendung erfahren wie bei uns. Die Töne der fünfstufigen haben eine besondere Gefühlsauffassung, eine symbolische Bedeutung und eine diese Auffassung kennzeichnende Benennung; die Tonleiter ist transportierbar, was wiederum andre Symbole für die Töne zuläßt. In der fünfstufigen Tonleiter ist f = Kung, d. i. „der Kaiserpalast“ oder „der Kaiser“ — der Stammton aller andren, dem die Chinesen Würde und Erhabenheit zuschreiben; g = Tschang, d. i. „der Minister“, dessen Erklängen Strenge und Schärfe darstellt; a = Kio, d. i. „das unterthänige Volk“, — der stets milde und sanft sich kundgeben muß; c = Tschu, d. i. „die Staatsangelegenheit“ — der schnell und energisch ertönen muß; d = Hi, d. i. „das Gesamtbild aller Dinge“ — der glänzendste und prächtigste der Töne. So sind die Töne zu Vertretern und Symbolen gewisser Eigenschaften geworden; aus diesen Tönen gebildete Melodien konnten daher niemals einfach nach unsrer Art empfunden werden, da die Chinesen sich bemühen, bei jedem Ton eine entsprechende Ver-

gestimmung zu empfinden. Sie besitzen jedoch einen Kornkasten, nach dem die verschiedenen Musikinstrumente eingestimmt werden. Sie unterscheiden Streichinstrumente (die aus Indien eingeführt sind), Blas- und Schlaginstrumente; Flöten und oboearlige Rohrinstrumente sind aus Holz hergestellt. Wohl kein Volk der Erde hat eine solche Menge Schlaginstrumente aufzuweisen wie das chinesische, und in der That haben chinesische Becken und das chinesische Gong oder Tamtam auch in unsern Orchestern vor allen andern Fabrikaten den Vorzug. Der Eindruck jedoch, den die chinesische Musik auf das europäische Ohr hervorruft, hat etwas völlig Unverständliches und ist mehr einem Geräusch ähnlich als einer Tonordnung; allerdings ergeht es den Chinesen mit unser Musik genau ebenso. Die chinesische Musik bietet unsern Ohr keinerlei Anhalt zum Erfassen in melodischer und harmonischer, wohl aber in rhythmischer Beziehung, so daß auch hier das Wort Wilsons "Im Anfang war der Rhythmus" bestätigt wird. Die Musik der Chinesen erscheint nach Ritter als eine auf bouondonierenden Tönen (das ist Brummstimmen ähnlichen) ruhende sogenannte türkische Musik. —

Archäologisches.

— Die Tempel von Sunion. Die „Köln. Ztg.“ schreibt: Aus Athen wird soeben das Ergebnis der Ausgrabungen bekannt, welche die griechische archäologische Gesellschaft durch Dr. Stais seit mehreren Sommern bei dem hochberühmten Tempel auf dem Vorgebirge Sunion veranstalten ließ. Jedem, der einmal die einzigartige Meerfahrt vom Piräus in das Inselmeer hinein etwa nach Chra oder gar bis Konstantinopel gemacht hat, sind ja die gewaltigen elf Säulen unvergesslich, die dort an der Südwestküste Attikas noch heute 60 Meter über dem Meere zum Himmel ragen als ein stolzes Wahrzeichen griechischer Größe, und die dem Vorgebirge den Beinamen Kap Kolonnaes eingetragen haben. Dem Archäologen aber boten sie seit lange ein schwieriges Problem, da Pausanias von dem Athene-Tempel auf Sunion spricht, andre Schriftsteller dagegen von dem Poseidon-Tempel. Die Entscheidung in dieser alten Streitfrage ist nun unwiderleglich durch den Spaten gegeben. Stais ließ zuerst den Tempel bis auf die Grundmauern freilegen, in der Hoffnung, Stücke des Giebelkranzes zu finden. Es fand sich jedoch nur ein einziger Block mit der Darstellung eines kämpfenden Giganten. Dabei wurde aber festgestellt, daß die Fundamente des Tempels im Norden und Westen bis auf 2 1/2 Meter Tiefe von Menschenhand zerstört sind, ohne daß sich erkennen ließ, zu welcher Zeit. Da nun festgestellt, daß die Tempelruine früher lange von der Landbevölkerung als „der Palast der Königstöchter“ bezeichnet wurde, so ist wohl glaublich, daß die Nachgrabungen stattgefunden haben, um die vermeintlichen Schätze dieser Königstöchter zu finden. Neben den Fundamenten, die nunmehr wieder erneuert sind, um das ehrwürdige Baudentmal zu erhalten, fanden sich an der Nordseite vier Wasserbeden zur Aufnahme des Regenwassers vom Tempeldach und in einem derselben lag ziemlich wohlerhalten eine Inschrift, die dem Tempel seinen richtigen Namen wiedergibt. Es ist ein Befehl, gefaßt von den auf dem Vorgebirge Sunion stationierten Soldaten zu Ehren ihres Kommandanten, an dessen Schluß steht, daß der Stein im Heiligthum des Poseidon aufgestellt werden soll. Dieses kann kein andres als der Tempel sein, bei dessen Eingang noch die Einarbeitungen in mehreren Steinen erhalten sind, die zur Aufnahme solcher Ehren-Inschriften bestimmt waren. Vor dem Tempel fanden sich weiter, da wo der Weg vom Lande herauf führt, die Propyläen, die in den heiligen Bezirk führten, und an sie anschließend zwei Säulenhallen, 25 Meter lang und 9 Meter breit, wohl bestimmt zur Aufnahme der Festpilger bei Regen oder großer Hitze. Wie aber konnte Pausanias, der sonst so vorzüglich unterrichtete Wäbeler Griechenlands, vom Tempel der Athene sprechen? Auch dafür fand sich eine überraschende Erklärung. Etwa 400 Schritte entfernt von dem erhaltenen Tempel auf einer etwas tiefer gelegenen Terrasse wurde noch ein Gebäude in seinen Grundmauern freigelegt, 19 Meter lang und 15 Meter breit, in dem ein zweiter Tempel erkannt wurde, ohne Zweifel der gesuchte Athene-Tempel. —

Aus dem Tierreiche.

— Lebendig gebärende Fische. Gordon Smith berichtet im „Field“, wie er eines Tags beim Besuche einer der kleinen Inseln des japanischen Golfs das Netz ausgeworfen habe und unter andern ein Dutzend Fische darin fand, die ihm durch ihre Dide auffielen. Sie hatten eine Anschwellung am Bauche, und als er daselbst einen leichten Druck ausübte, traten zahlreiche junge Fische hervor, die, obwohl sie nur 3 Centimeter lang und durchsichtig, vollkommen entwickelt waren, Schuppen und Kiemer, aber keinen Dottersack besaßen und gewandt im Wasser umherschwammen. Es handelte sich um *Ditrema Temminckii* aus der Familie der Embiotociden (Stocheifische), deren Angehörige sämtlich lebendig gebärend sind. Smith interessierte sich für die Zahl der Jungen, welche die verschiedenen Mutterfische beherbergten, und sah bei dem einen 42, bei einem zweiten 48 und bei einem dritten mehr als 50 hervorkommen. Die Beobachtung ist interessant, denn Agaassiz zählte bei andern Arten nur 18 bis 20 Junge, die allerdings beinahe 8 Centimeter lang waren, als sie auskriechten. Sie liegen in der gefalteten Taiche meist so geschichtet, daß immer der Schwanz des einen neben dem Kopf des andern zu liegen kommt, weshalb eben die höchstens drei Pfund schweren Fische so viele Jungen enthalten können. Es scheint nun,

daß diese Lage den Instinkt der Jungen noch einige Zeit nach der Geburt beherrscht, denn man erzählt, daß sie nach dem Hervortreten noch eine Zeit hindurch in langen Kettenlinien schwimmen, wobei jedes folgende Tier mit dem Munde die Schwanzflosse des Vordermanns berührt. —

Humoristisches.

Wuatansenkel.

Der Laubriß ging, es kam der Jul;
Die Bitterung ist ziemlich lübl.
Im Mantel geht der zarte Wicht,
Kein Cimber aber thut das nicht.
Weim Botan! Teutschlands grimmer Sohn,
Der Hermannsenkel, der Leuton,
Der kriegt vom Froste keine Weul!
Heul!

Die Brust ist weit, der Arm ist stark,
Die Knochen fällt das deutsche Mark:
Ein welscher Hund ist, wer sich pugt,
Wer Haar und Bart sich zierlich pugt,
Wer sich mit Medensarten spreizt
Und sich nicht in die Finger schneizt.
Das Gedenimm ist mir ein Greul.
Heul!

Ich schreite kühn, kuffah! hoiso!
Mit langem Schritt aus dem Bureau,
Ich sah den ganzen Tag am Tisch
Und schrieb so manchen Tintenvisch.
Das Methorn her! Verpinkt das All,
Dann tausch' ich selig in Walhal
Den Federhalter mit der Keul.
Heul!

(„Simpl.“)

Notizen.

— Der vom „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ ausgesetzte Preis von 200 Mark für einen Aufsatz über die Frage, wie die vom Sprachverein unternommenen Bestrebungen zur Pflege der deutschen Muttersprache am besten in die breiten Schichten des Volks zu tragen sind, ist dem Gymnasial-Oberlehrer Dr. Palleske in Stettowitz zuerkannt worden. —

— Eine neue ethnographische Zeitschrift mit dem Titel „Völkerschau“ wird demnächst in München erscheinen. Das Blatt wird von Hrl. Dr. L. K. Nenz herausgegeben. —

— August Strindberg hat ein neues Bühnenstück, und zwar eine Komödie, geschrieben, die dem modernen Leben entnommen ist. Das Stück wird zu gleicher Zeit in Kopenhagen und in Stockholm aufgeführt werden. —

— Die Franz Liszt-Gesellschaft in Budapest hat ein Preisausschreiben für eine Oper mit ungrischem Sujet erlassen. Der erste Preis beträgt 4000 Kronen. Die Partituren sind bis zum 31. Dezember 1902 einzufenden. —

— Der Württembergische Kunstverein veranstaltet im nächsten Jahre zur Feier seines 75jährigen Bestehens eine Kunstausstellung, die nur Werke württembergischer Künstler umfassen soll. —

— Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln hat ein Bild von Frans Hals „Der Mann mit dem Krug“ für 45 000 M. angekauft. —

— Eine internationale, wissenschaftliche Valfonfahrt zur Erforschung der höheren Luftregionen wird in den Morgenstunden des 10. Jannars veranstaltet. —

t. Zum Leiter der Lidsternwarte ist an Stelle des verstorbenen Professors Keeler der Astronom Professor Campbell bestimmt worden. —

Bücher-Einkauf.

— Korfiz Holm: „Mesalliancen“. Romellen. München. Albert Langen. —

— Emile Zola: „Die Erdbeeren“. Romellen. München. Albert Langen. —

— Marcel Prévost: „Pariser Chemänner“. Romellen. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München. Albert Langen. —

— Marcel Prévost: „Lea“. Roman. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München. Albert Langen. —

— Gerolamo Enrico Nano: „Der böse Wlad (Malocchio)“. Drama. Autorisierte Uebersetzung von Eduard Wüst. Leipzig. D. Otto Schauenburg u. Co. —

— Ferdinand Gregori: „Josef Raing“. Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 2. Berlin. Gose u. Teglass. —

— Dr. Fr. Servaes: „Hans Thoma“. Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Heft 3. Berlin. Gose u. Teglass. —

— W. Bölsche: „Die Eroberung des Menschen“. Eine Silvesterpredigt zum neuen Jahrhundert. Berlin und Bonn. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. —

— J. G. Vogt: „Die illustrierte Welt der Erfindungen. Lieferung 6—10. Leipzig. E. Wiest Nachfg. —